

Dr. Thomas Greif

Leitung Diakoniemuseum und Archiv

Rummelsberg 47

90592 Schwarzenbruck

Fon: 09128-50-2817

Mobil 0160-950 40 670

Mail: greif.thomas@rummelsberger.net

Vortrag „Ein Streifzug durch bayerische Diakoniegeschichte zwischen
Wichern und Nachkriegszeit“ zum Empfang „75 Jahre Diakonie Bayern“
am Freitag, 9. Juni 2023 in Nürnberg

I.

Unsere Welt ist ein unfaßbares Durcheinander an Ereignissen, Beziehungen, Ursachen und Wirkungen, Menschen und Organisationen. Geschichte ist immer eine Projektion, eine nachträgliche Sortierung dieses Durcheinanders. Der berühmte Publizist Sebastian Haffner hat Geschichtsschreibung mit dem Versuch verglichen, in einem riesigen Wollknäuel einen von vielen Fäden nachzuverfolgen und dadurch wenigstens einen Teil des Wollknäuels zu verstehen.

Über Teile dieser Projektion gibt es generationenübergreifende Einigkeit. Das ist dann das vielzitierte „Narrativ“, das eine Gesellschaft oder eine Organisation für die eigene Geschichte irgendwann anerkennt und übernimmt. Man erkennt eine Ur-Wurzel, eine überzeitliche Idee, einen Nukleus, einen allerersten Anfang, und feiert ihn ungefähr alle 25 Jahre, oder, bei Posaunenchor, alle fünf.

Bei der bayerischen Diakonie gibt es diese Klarheit über die eigene Geschichte noch nicht. Das ist mir bei der Vorbereitung für diesen Vortrag aufgefallen.

Heute, 2023, erinnern wir uns an „75 Jahre Diakonisches Werk Bayern“. 1998 feierte die Diakonie in Deutschland, unter anderem mit einer opulenten Ausstellung im Deutschen Historischen Museum in Berlin, übrigens auch unter Einbeziehung Bayerns, das Jubiläum „150 Jahre Innere Mission“. 1986 wiederum publizierte das DW Bayern mehrere Schriften anlässlich eines Jubiläums „100 Jahre Diakonie in Bayern“. Schon 1948 hatte man im Nürnberger Opernhaus einen großen Festakt zum Thema „100 Jahre Innere Mission“ begangen. Und tatsächlich hätte man nur noch ein Jahr warten müssen, um 2024 das stolze Jubiläum „200 Jahre diakonische Arbeit in Bayern“ feiern zu können.

Wenn Sie das alles kritisch nachprüfen wollen, haben Sie ein Problem, denn die einzige umfassende Buchdarstellung der evangelischen Wohlfahrtspflege in Bayern, die „Geschichte der Inneren Mission in Bayern“ von Heinrich Beck, ist von 1880 und daher selbst unter den langmütigen Maßstäben von Historikern nicht mehr ganz taufersch. Das ist, am Rande bemerkt, vielleicht auch ein Grund für die sich alle paar Jahrzehnte aufs Neue verschiebende Perspektive.

Ich hoffe also, ich habe genug Verwirrung gestiftet, damit Sie mir jetzt mit gesunder Neugierde folgen. Ich erzähle die Geschichte der Diakonie in Bayern in vier Abschnitten: Vor Wichern, nach Wichern, Landesverein für Innere Mission und Landesverband für Innere Mission – heute DW Bayern.

II.

Diakonie hat ihre Wurzeln in der Bibel. In 2000 Jahren haben sich Begrifflichkeiten und Tätigkeitsfelder, Schwerpunkte und Organisationsmodelle gewandelt. Die ideellen Wurzeln der diakonischen Arbeit, wie wir sie heute kennen, liegen im Wirken Jesu. Die theologischen und organisatorischen Wurzeln dagegen liegen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Drei geistige Strömungen sind bedeutsam: Der fromme Pietismus, die Aufklärung mit ihrem vernunftorientierten Willen zur Verbesserung der Lebensverhältnisse, und vor allem die sogenannte Erweckungsbewegung, in der eine glaubensbasierte und praktisch ausgerichtete, christliche Lebenshaltung im Mittelpunkt stand. In Kaiserswerth bei Düsseldorf gründete Theodor Fliedner (1800-1864) das erste Diakonissen-Mutterhaus und setzte entscheidende Akzente in der Ausbildung von Pflegeberufen, in Hamburg revolutionierte Johann Hinrich Wichern (1808-1881) in seinem „Rauhen Haus“ die Erziehungshilfe und führte im lutherischen Deutschland den „Diakon“ wieder ein.

Die erste Einrichtung in Bayern, die man nach dem heutigen Verständnis als „diakonisch“ bezeichnen kann, war das „Rettungshaus für Knaben“, das der Geologieprofessor Karl von Raumer (1783-1865) 1824 in Nürnberg begründete. Im gleichen Jahr entstand in Erlangen eine ähnliche Erziehungsanstalt für Mädchen. Raumers Rettungshaus erlebte eine wunderliche Geschichte: Es zog nach Nürnberg-Veilhof und ging in eine Stiftung über, die einen beeindruckenden Neubau hinbekam, das heutige Predigerseminar der evangelischen Landeskirche. 1920 zog die Anstalt auf den Auhof bei Hilpoltstein. 1953, inzwischen unter dem Dach der Rummelsberger Anstalten, stellte man von Erziehungshilfe auf Behindertenarbeit um. Die letzten Bewohner zogen nach Rummelsberg, wo man ein Haus zu Ehren Karl von Raumers benannte, das „Raumerhaus“. Als es 2003 abgerissen wurde, bekam ein Neubau am anderen Ortsende den Namen des Gründervaters. Die drei ältesten Aktenbände des allerersten Erziehungshauses von 1824 habe ich vor einigen Jahren in einem Archivschrank auf dem Auhof gefunden. Es sind, soweit ich sehe, die ältesten Dokumente der bayerischen Diakoniegeschichte.

III.

Nun kommt der schon erwähnte Wichern ins Spiel. Wir sind also schon im zweiten Teil. Seine berühmte Stegreifrede beim Wittenberger Kirchentag im Jahr 1848 wurde zur Initialzündung für den ersten diakonischen Dachverband Deutschlands, den

„Central-Ausschuß für Innere Mission“. Etliche Jahre zuvor hatte sich Wichern als junger Vikar in das Hamburger Elendsviertel St. Georg gewagt. Über die Not, den Hunger, die Armut, die Krankheiten, das ganze himmelschreiende Elend war er tief erschüttert – aber mindestens genauso über den Umstand, dass all die Kinder und Jugendlichen, denen er begegnete, nicht getauft und nicht konfirmiert waren. Wichern forderte nun in Wittenberg „das Bekenntnis des Glaubens durch die Tat der rettenden Liebe“ und postulierte den Grundsatz „Helfen aus christlicher Verantwortung“. Er erinnerte die Kirche an ihre in Jahrhunderten verschüttete soziale Verantwortung, verknüpfte diese aber sehr eng mit einem geistlichen Missionsauftrag, der prägend für die evangelische Wohlfahrtsarbeit wurde. Vergessen Sie übrigens beim Gedanken an diesen Kirchentag alles, woran Sie insbesondere heute denken. Wicherns Zuhörerschaft bestand aus etwa 500 langbärtigen Honoratioren mit Zylinder, die mit Panik gen Frankfurt blickten, wo das Revolutionsparlament an einer Neuordnung Deutschlands arbeitete, die, so ahnte man, auch Folgen für die Organisation der Evangelischen Kirchen haben würde. Das Scheitern der Paulskirche nahm den Handlungsdruck, und so blieb von dieser Versammlung mit dem heute eher irreführenden Namen nur die Erinnerung an Wicherns Sozialinitiative. Auf sie bezogen sich übrigens die Jubiläen in den Jahren 1948 und 1998.

Wichern reiste nach seiner denkwürdigen Rede kreuz und quer durch Deutschland, um seinen Ideen Nachdruck zu verleihen. 1849 kam er auch nach Bayern und hielt unter anderem Vorträge in Würzburg, Nürnberg und Erlangen. Auf dem Erlanger Puckenhof wurde unmittelbar danach die dortige Erziehungsanstalt gegründet, der einige Jahre lang auch eine Brüderanstalt zur Ausbildung von Diakonen beigelegt war. Auch in Trautberg bei Castell oder auf dem Fassoldshof bei Kulmbach begann die Arbeit in „Rettungshäusern“ nach Vorbild von Wicherns „Rauhem Haus“ – in Trautberg währte das immerhin 119 Jahre, der Fassoldshof besteht bis heute. Dass in den „Rettungshäusern“ bisweilen Dinge passierten, die Kinderseelen nicht förderten, sondern zerstörten, halte ich für gesetzt, auch wenn es aus den bayerischen Häusern noch wenige Untersuchungen gibt. Umgekehrt möchte ich aber auch davor warnen, diese Arbeit im Ganzen zu dämonisieren, nur weil sie in einer patriarchalischen Welt geschah, deren Schattenseiten wir heute sehen. Es galt schon damals das, was heute auch in vielen Bereichen unserer sozialen Welt gilt: Auch wenn vieles nicht optimal läuft, so ist es doch allemal besser und angenehmer als in

früheren Zeiten. Der Schriftsteller Herbert Rosendorfer hat einmal die Narkose als den größten Fortschritt der Menschheit bezeichnet, und ich möchte ihm recht geben. In der historischen Beurteilung von Wichern & Co. dürfen wir aber auch nicht vergessen, dass diese Leute konservativ-staatstreue Lutheraner waren, die kein Verständnis für die Anliegen der Arbeiterbewegung hatten, ja diese sogar als Weltanschauungsgegner identifizierte. Der Weg aus dem Elend führte für Wichern über individuelle Frömmigkeit und Leistungsbereitschaft, nicht über gesellschaftlichen Wandel oder gar politische Teilhabe. Ganze Handlungswege der Inneren Mission wie die Wandererarbeit dienten nicht zuletzt der Abwehr des Sozialismus. Diese Haltung gilt heute als Fehleinschätzung von epochaler kirchengeschichtlicher Tragweite.

Dass es mit der organisierten kirchlichen Wohlfahrt in Bayern trotz Wicherns persönlichem Einsatz nicht recht voranging, hatte einen ganz anderen Hinderungsgrund. Denn hier gab es mit Wilhelm Löhe (1808-1872) einen theologischen Gegenspieler, der zwar auf dem Papier „nur“ einfacher Dorfpfarrer in Neuendettelsau war, in Wahrheit aber der einflußreichste lutherische Theologe in Bayern der letzten 200 Jahre. Löhe bremste Wicherns Werk mit diesem vielzitierten Satz aus: *„...der Wichernsche Plan ist ein verhänglicher und gefährlicher. Nicht die Werke sollen unterbleiben, aber der Plan ist falsch.“*

Die Gründe für Löhes grundsätzliche Kritik sind für mich aus heutiger Sicht nur noch bedingt nachvollziehbar. Löhe lehnte allzustarke verbandliche Lenkung von oben ab und sah vor allem die Ortsgemeinden in der Pflicht zur diakonischen Arbeit. Er versuchte, sein eigenes Diakonissenhaus anders zu organisieren, was aber nicht funktionierte. Vor allem aber lehnte er strikt ab, mit Reformierten und Unierten gemeinsame Sache zu machen – das erschien ihm als Verrat am Luthertum. Löhes streng lutherisch inspirierter Gegenwind führte dazu, dass es in Bayern über 30 Jahre dauerte, bis sich ein diakonischer Dachverband gründen konnte.

Löhes diakoniegeschichtliche Bedeutung liegt vor allem darin, dass er 1854 in Neuendettelsau ein Diakonissen-Mutterhaus gründete, das zur Basis des bis heute größten diakonischen Trägers in Bayern wurde. Schon ein Jahr später brachte der großstädtisch-liberale Protestantismus in Augsburg ein zweites, ähnlich erfolgreiches bayerisches Mutterhaus hervor. Beide prägten gleichermaßen bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts das diakonische Leben im evangelischen Bayern. Und doch kann es bis heute vorkommen, dass die Augsburger in Publikationen hinter dem Übervater Löhe ganz verschwinden – so wie schon in den 1860ern, als manche fränkischen

Pfarrer, die zur „Konferenz der Inneren Mission“ erschienen waren, dort zum ersten Mal überhaupt hörten, dass es neben Neuendettelsau noch ein zweites bayerisches Diakonissenhaus gab.

IV.

Ich komme zum dritten Kapitel. Es ist untrennbar verbunden mit dem Nördlinger Pfarrer und Religionspädagogen Karl Buchrucker (1824–1899) Er begründete 1866 die bereits erwähnte „Conferenz für Innere Mission“ als eine Art Informationsplattform für Pfarrer, die im Bereich der „Inneren Mission“ in Bayern tätig waren. Das lose Treffen diente vor allem dazu, Brücken zwischen den beiden theologischen Lagern Löhes und Wicherns zu schlagen. In München, Nürnberg und Augsburg entstanden Lokalvereine, um die Aktivitäten der „Inneren Mission“ zu koordinieren und zu bündeln. 1886 endlich gelang Buchrucker, inzwischen königlich-bayerischer Oberkonsistorialrat, in Nürnberg sein diakoniegeschichtliches Meisterstück, die Gründung des „Landesvereins für Innere Mission“. Diese Veranstaltung war der Bezugspunkt des Diakonie-Jubiläums von 1986.

Bei der Gründungsversammlung in der 60 Jahre später zerstörten Nürnberger Moritzkapelle neben St. Sebald fasste Buchrucker erstmals eine Art diakonische Agenda für Bayern zusammen: die Förderung kirchlicher Armen- und Krankenpflege, die Seelsorge in Gefängnissen und an entlassenen Strafgefangenen, die Förderung von Kindergottesdiensten und der Sonntagsfeier, von Kleinkinderbewahranstalten und des Herbergswesens für Wanderarbeiter und Dienstpersonal, und zwar durch Koordination der bestehenden Tätigkeiten und Einrichtungen; außerdem die Errichtung einer Brüderanstalt zur Ausbildung von Diakonen. Über all dies informierte ein eigenes Organ, die „Blätter für Innere Mission in Bayern“. Die Vielfalt und Unübersichtlichkeit diakonischer Arbeit in Bayern war enorm. Sie reichte von den Anfängen der Behindertenhilfe, in der Neuendettelsauer Diakonisse tätig waren, reichhaltigen Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit bis zum „Hilfsbund für Galizien“ oder den „Christlichen Bund für Gasthausangestellte“.

Freilich, die Vereinsarbeit erwies sich von Anfang an als mangelbehaftet. Die Akteure jener Einrichtungen und Organisationen in Bayern, die Innere Mission betrieben, dachten überhaupt nicht daran, sich von dem Landesverein irgendeine Vorgabe machen zu lassen, sofern sie ihm überhaupt beitraten. Der mangelnde Wille zur Zusammenarbeit spiegelte sich im steten Rückgang der Abonnentenzahl des Vereinsorgans. Von den bei der Vereinsgründung formulierten Zielen wurde im

Grunde nur eines wirklich erreicht, nämlich die Gründung der Landesdiakonenanstalt in Nürnberg im Jahr 1890. Sie übersiedelte 15 Jahre später nach Rummelsberg. Erst 1913, 27 Jahre nach der Vereinsgründung, stellte die Generalsynode erstmals Geld für hauptamtliche Kräfte beim Landesverein bereit, unter ihnen ein junger Vereinsgeistlicher namens Hans Meiser (1881-1956). Bis zur Eröffnung einer eigenen Geschäftsstelle in der Unteren Talgasse 20 in Nürnberg vergingen gar 40 Jahre.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab sich der Landesverein selbst eine neue Aufgabe, nämlich die Verbreitung von Kriegspublizistik in Millionenhöhe.

Schriftstücke, in denen evangelische Theologen darüber schwadronieren, dass Deutschland „Gottes Polizei auf Erden“ sei oder man sich im „heiligen Krieg“ befinde, lassen einem heute die Haare zu Berge stehen.

Über die Revolution und die Abdankung des Kaisers war man beim Landesverein ebenso tief erschüttert wie im ganzen evangelischen Deutschland, allerdings erkennt man doch bei aller Distanz zur demokratischen Weimarer Republik auch den unbedingten pragmatischen Willen, zur Verbesserung der sozialen Stabilität im Land beizutragen. Schnell bemerkte man, zumal in Bayern, dass der Staat keineswegs, wie befürchtet, in direkte Konkurrenz zur Arbeit der Inneren Mission treten wolle, sondern, ganz im Gegenteil, die Zusammenarbeit suchte. Dass Bayern 1925 die einstige Staatliche Lehreranstalt in Altdorf als „Wichernhaus“ der Inneren Mission überließ, ist hierfür ein starkes Symbol. Es entstand dort ein Zentrum der Arbeit für körperbehinderte Menschen, die als beispielhaft für ganz Deutschland galt.

Außerdem erkannten die Verantwortlichen der Inneren Mission Jahrzehnte vor denen der verfassten Kirche, dass der Protestantismus nach dem Ende des Staatskirchentums gezwungen war, offensive gesellschaftliche Werbung zu betreiben.

So geschahen beispielsweise die Gründung und Entwicklung des Evangelischen Preßverbandes und der Evangelischen Bildkammer unter dem Dach des Landesvereins. Die Bildkammer entwickelte den größten und erfolgreichsten Wanderkinobetrieb Süddeutschlands und erreicht mit ihren Filmen Millionen von Menschen. Die damals entstandenen, zum Teil in Bayern gedrehten Sozialdokumentationen gehören zu den ältesten in der deutschen Filmgeschichte.

Unter dem Strich blieb jedoch die Machtlosigkeit des doch ursprünglich als Dachverband gedachten Vereins gegenüber den vielen völlig selbständigen Einrichtungen ein grundlegender Konstruktionsmangel. Der Vorsitzende Friedrich Boeckh schrieb 1922 nach einer Begegnung mit Vertretern der Caritas fast resignativ:

„Bei den Verhandlungen musste ich im Stillen immer wieder fragen: Wer gibt mir ein Recht die gesamte Innere Mission in unserer Landeskirche zu vertreten? Es fehlt uns jeder organisatorische Zusammenschluß...es fehlt uns doch die Legitimität und hier ist ein Mangel, der eben doch noch einmal beseitigt werden muss...“

Der Vorsitzende des Landesvereins war ein König ohne Land, und auch das Verhältnis zur Kirche war ungeklärt. Denn was für die Öffentlichkeit doch glasklar zu sein schien, dass nämlich die soziale Arbeit der vielen Einrichtungen eine Wesensäußerung der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern darstelle, hielt einer kritischen Überprüfung kaum stand, weil beide Seiten rechtlich voneinander vollkommen getrennt agierten. Die Denkschrift eines Rummelsberger Diakons nannte dieses Problem 1946 sehr deutlich beim Namen: „...Ein Interesse der Landeskirche an der Entwicklung im Landesverein trat nach außenhin nicht in Erscheinung...In Pfarrerkreisen schien man sich für den Landesverein im Ernst nur insoweit zu interessieren, als man von ihm Zuschüsse zu Aufgaben der Gemeinde erwartete...Die Hohe Kirchenregierung betrachtete das ganze Spiel aus großer Höhe, ohne irgendwie, außer der Genehmigung der Kollekte, daran beteiligt zu sein...“. Hitlers Machtübernahme im Frühjahr 1933 warf allerdings zunächst einmal alles über den Haufen. Im Gleichschaltungstaukel stellte ein Vereinsgremium, der Landesausschuss für Innere Mission, in grotesker Überschreitung seiner Kompetenzen „die gesamte Innere Mission Bayerns“ einmütig „hinter die Regierung Adolf Hitlers, des Führers, den Gott unserem deutschen Volk gegeben hat“. Den Anschluss an die „nationale Front“ vollzog man durch die Unterstellung unter den neuen Landesbischof, der wiederum einen Oberkirchenrat als „Landesführer“ der Inneren Mission benannte. Das jahrzehntelange Fremdsein der Inneren Mission mit der Kirche war damit im Handstreich beseitigt. Neben der nationalen Aufwallung anno 33 gab es natürlich handfeste Gründe für diesen plötzlichen Sinneswandel: Man hoffte auf den kirchlichen Schutz vor Übergrifflichkeiten des NS-Staates, etwa bei der befürchteten Enteignung von Häusern.

Für die Jahre des „Dritten Reiches“ ist die Forschungsbrache der bayerischen Diakoniegeschichte besonders schmerzhaft. Wenigstens der epochale ethische Dambruch der sogenannten „Euthanasie“ ist auch für Bayern durch einige Arbeiten, die die Diakonie Neuendettelsau in Auftrag gegeben hat, gut dokumentiert. Schon 1931 hatten sich die deutschen Einrichtungsleiter bei einer denkwürdigen Konferenz im hessischen Treysa dafür ausgesprochen, an Patientinnen und Patienten Sterilisierungen vorzunehmen, um damit einem Wert Vorschub zu leisten, den man

als „Volksgesundheit“ umschrieb. Völkisches und eugenisches Gedankengut war auch in kirchlichen Kreisen durchaus verbreitet.

Als die Nazis dann ab 1939 begannen, das menschliche Lebensrecht neu zu definieren und Millionen von Menschen in Gaskammern zu schicken, kam von den kirchlich-diakonischen Trägern nicht einmal dann ernsthafter Widerstand, wenn es um die eigenen Schutzbefohlenen ging. Aus Neuendettelsau, damals der einzige evangelische Träger, der in größerem Maß geistig behinderte Menschen versorgte, wurden über 1.200 Personen deportiert und über 800 von ihnen in der Tötungsanstalt Hartheim bei Linz umgebracht.

Das erschütterndste Dokument, das ich hierzu kenne, stammt von einem Jugendlichen, der 1943 mit 16 Jahren als „Habjude“ vom Altdorfer Wichernhaus in die Tötungsanstalt Hadamar in Hessen geschickt wurde. Dort erlebte er, wie alle paar Tage Kinder in ein Büro gebeten wurden und dann für immer verschwanden. Anders als die meisten Euthanasie-Opfer erlebte er alles bei absolut wachem Verstand und schrieb darüber, nachdem er als einer der ganz wenigen dem Tötungsapparat wieder entwichen war, einen messerscharf reflektierenden Erinnerungsbericht. Es ist ein Text wie eine Live-Schaltung aus der Hölle.

V.

Im Frühjahr 1945 lag, letzter Teil meines Vortrages, Deutschland moralisch, baulich und gesellschaftlich in Trümmern. Städte wie Nürnberg und Würzburg waren in weiten Teilen unbewohnbar, rund zwei Millionen Menschen kamen als Flüchtlinge oder Vertriebene binnen weniger Jahre nach Bayern, davon etwa 700.000 Evangelische. Es herrschten Hunger, Not und Elend. Die staatlichen Institutionen waren nach zwölf Jahren NS-Diktatur diskreditiert, weshalb Kirche und Innerer Mission in dieser Zeit eine besonders wichtige Rolle zukam.

Viele dringliche Aufgaben übernahm das im Sommer 1945 gegründete „Evangelische Hilfswerk“. Während das Hilfswerk in den meisten Teilen Deutschlands von den Kirchenleitungen bewusst neben den Strukturen der Inneren Mission gegründet wurde – manche sagen sogar: gegen die Innere Mission –, schlugen in Bayern die Uhren wieder einmal anders. Die vielzitierte bayerische Extrawurst, siehe Löhe, scheint unser historisches Schicksal zu sein!

Denn noch ehe Hilfswerk-Gründer Eugen Gerstenmaier seine Ideen überhaupt in größerer Runde publik machen konnte, hatte Karl Nicol, Rummelsberger Rektor und vormaliger Vorsitzender des Landesvereins, in Absprache mit Landesbischof Hans

Meiser schon Tatsachen geschaffen und das „Hilfswerk der Inneren Mission der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern“ als Unterabteilung des Landesvereins ins Leben gerufen und mit einem Mann seines Vertrauens besetzt, der selber Flüchtling war. Es ist unglaublich, was in jenen Jahren an Empathie und Hilfsbereitschaft gegenüber Flüchtlingen aktiviert und organisiert wurde. Kirchliche Institutionen wie das Evangelische Siedlungswerk oder die Evangelische Akademie Tutzing haben ihre Wurzeln in jenen Jahren.

Als das bayerische Innenministerium auf Weisung der alliierten Militärverwaltung daran ging, auch das Wohlfahrtswesen in Deutschland neu zu ordnen, schlug endlich die Stunde für die längst überfällige Organisationsreform der Inneren Mission in Bayern. Denn das Ministerium sortierte die Häuser der evangelischen Sozialfürsorge unter „Privatinstitutionen“ ein, was eine strenge staatliche Aufsicht und den Verlust kirchlicher Reservatrechte befürchten ließ.

Am 15. Juli 1948 um 9 Uhr gelang in Nürnberg die Gründung des neuen „Landesverbandes für Innere Mission“. Alle diakonischen Einrichtungen in Bayern, die sich als evangelisch verstanden, waren zum Beitritt verpflichtet. Erster Vorsitzender des neuen Verbandes wurde Karl Nicol, der alte Landesverein blieb bestehen, allerdings unter neuem Namen: „Rummelsberger Anstalten der Inneren Mission“. Alle Aufgaben mit übergreifender Bedeutung, etwa die Fachgruppenarbeit, das Hilfswerk oder die Öffentlichkeitsarbeit, wanderten zum neuen Landesverband. Alle vormaligen Einzeleinrichtungen des Vereins wie das Wichernhaus in Altdorf, das schon erwähnte Erziehungsheim auf dem Auhof und die zahlreichen, aus dem Boden gestampften Flüchtlingsheime wurden künftig von Rummelsberg aus verwaltet. Die mehrjährigen, unglaublich komplizierten Verhandlungen zwischen Innerer Mission und Landeskirche waren von geradezu panischer Angst des Landesbischofs geprägt, der Vorsitzende des neuen Verbandes könne möglicherweise zu mächtig werden, am Ende gar, *horribile dictu*, ein „Bischof neben dem Bischof“ entstehen. Daher dauerte es Jahrzehnte, bis der Verbandsvorsitzende das Amt dauerhaft hauptamtlich ausführen konnte. Als 1957 überall in Deutschland die Landesverbände für Innere Mission und die jeweiligen „Evangelischen Hilfswerke“ zu „Diakonischen Werken“ fusionierten, nahmen auch die Bayern den neuen Namen an, obwohl es, wie eben erwähnt, hier gar nichts zu fusionieren gab.

Der Diakoniehistoriker Ulrich Schäfer hat vier historische Impulse der bundesdeutschen Nachkriegsdiakonie ausgemacht. Vom „Evangelischen Hilfswerk“ und seinem bayerischen Separatweg habe ich bereits berichtet. Es war ein Vehikel,

um der Verbreitung von diakonischem Denken in den Kirchengemeinden auf die Sprünge zu helfen. Eine ähnlich erfolgreiche Idee war „Brot für die Welt“, 1959 aus der Taufe gehoben. Diese international ausgerichtete Spendenorganisation wurde bewusst nicht in der Welt der traditionellen Missionsgesellschaften platziert und gilt heute als erfolgreichste evangelische „Marke“ überhaupt.

Der Diakonie gelang in den Nachkriegsjahrzehnten, das ist der dritte Impuls, der Paradigmenwechsel von der Selbstbeziehung in die evangelische Binnnwelt zu einem neuen Selbstverständnis, als Christen Teil der pluralistischen Gesellschaft zu sein. Das war der Schlüssel zur bis heute anhaltenden engen Partnerschaft mit dem Staat und den anderen Wohlfahrtsverbänden. Als 1956 hunderttausende Ungarn vor sowjetischen Panzern nach Österreich und Bayern flohen, fragte man zum ersten Mal nicht mehr, ob die Flüchtlinge deutsch und evangelisch waren. Es waren Menschen in Not, und nur das zählte.

Schließlich verabschiedete sich die Diakonie, viertens, aus der Logik der anstaltlichen Ordnung und überwand den Paternalismus des Helfens, um stattdessen offene Formen der Förderung zu entwickeln. Mustergültig läßt sich diese Entwicklung in der diakonischen Behindertenhilfe nachvollziehen. Die „Heimkinderdebatte“ in den 1990er Jahren zeigte schmerzhaft, wie notwendig der Abschied von den alten Strukturen war.

Ich möchte zum Schluß dafür werben, Diakoniegeschichte nicht als eine Art Folklore für Jubiläumsjahre zu betrachten. Wer nicht wenigstens in Grundzügen über die NS-„Euthanasie“ Bescheid weiß, kann sich in Deutschland nicht ernsthaft an der gesellschaftlichen Debatte über die Sterbehilfe beteiligen. Wir haben aus einer diakonischen Einrichtung eine Rückmeldung zum Titelthema der neuen Ausstellung im Rummelsberger Diakoniemuseum bekommen. Sie heißt „Fremde beherbergen“. Man konnte dort nichts mit dem Begriff anfangen und sah darin gar eine Diskriminierung gegenüber ausländischen Kollegen. Das fand ich fast erschütternd. Da ist also noch viel zu tun.